

CHRISTIAN MEIER
DER HISTORIKER
UND DER ZEITGENOSSE

CHRISTIAN MEIER
DER HISTORIKER
UND DER ZEITGENOSSE

Eine Zwischenbilanz

Siedler



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier EOS
liefert Salzer, St. Pölten.

Erste Auflage

Copyright © 2014 by Siedler Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Rothfos + Gabler, Hamburg
Satz: Ditta Ahmadi, Berlin
Reproduktion: Aigner, Berlin
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany 2014
ISBN 978-3-8275-0048-9

www.siedler-verlag.de

Wolf Jobst Siedler

17. 1. 1926 – 27. 11. 2013

In dankbarer Erinnerung

Inhalt

- 9 Zu diesem Buch
- 11 **Abschiedsvorlesung 2012**
- 55 **Noch Fragen**
Gespräche mit Georg Frühschütz
- 65 Jugend unter Hitler. Studienanfang in der Sowjetzone: Wie kam er zur Geschichte?
- 104 Historische Wissenschaft von der Dissertation bis heute: Aufbruch der »Flakhelfer-Generation«. Die 68er. Die Verantwortung des Historikers.
- 133 Die Grenzen des Möglichen: Probleme der Abschiedsvorlesung
- 153 Der »Intellektuelle«: Historikerstreit. Publizistik um die Wiedervereinigung und anderes
- 175 Der Geschichtsschreiber: Für wen? Wie? Und welche Probleme stellen sich für die Geschichte der Antike im Zusammenhang der Geschichte Europas?
- 189 *Die Wissenschaft des Historikers und die Verantwortung des Zeitgenossen*
Antrittsvorlesung 1968

Zu diesem Buch

Die Abschiedsvorlesung von Christian Meier am 19. Juli 2012 an der Ludwig-Maximilians-Universität in München war ein Ereignis. Noch unter dem Eindruck des Vortrags entstand der Wunsch, diese letzte Vorlesung zusammen mit Meiers legendärer Antrittsvorlesung vom 6. Juni 1968 in Basel über *Die Wissenschaft des Historikers und die Verantwortung des Zeitgenossen* zu einem Buch zusammenzufassen.

Als dieser Wunsch an Christian Meier herangetragen wurde, erwähnte er einen Studenten, der ihm interessante Fragen stelle. Ob das nicht etwas für die Spanne dazwischen sei? So fanden fünf biographische Gespräche zwischen Christian Meier und Georg Frühschütz (Jahrgang 1986) ebenfalls Eingang in diesen Band.

Es bot sich an, in der Gegenwart zu beginnen und die Abschiedsvorlesung an den Anfang zu setzen. Es folgen die Gespräche, die in großen Bögen die Arbeit des Historikers zurückverfolgen und einen Einblick in Erfahrungen und Einsichten des Zeitgenossen bieten. Den Schluss bildet die programmatische Basler Antrittsvorlesung.

Abschiedsvorlesung

19. Juli 2012,

Ludwig-Maximilians-Universität München

Génoito d'an pan en toi makroi chronoi, alles kann passieren (oder auch entstehen) im Laufe einer langen Zeit. So liest man es bei Herodot, dem Vater der Historie (5,9,3).

Alles treibt die lange, unzählbare Zeit (*ho makros kanarithmetos chronos*) hervor aus dem Verborgenen, und das ins Licht Getretene verbirgt sie wieder. Nichts, was man nicht zu erwarten hätte. So heißt es bei Sophokles im *Aias* (646ff.), etwa eine halbe Generation zuvor.

Und etwa 200 Jahre davor hatte Archilochos (74 D.) gedichtet; nichts sei *aēlpton*, also unerwartbar, unmöglich, seit Zeus die Mittagszeit in Nacht verwandelt und der hellen Sonne Licht sich verbergen ließ. Kalte Angst beschlich da die Menschen.

Alle drei Aussagen laufen auf das gleiche hinaus: Man muß, zumindest im Laufe der Zeit, mit allem rechnen. Die Anlässe, die die Autoren zu dieser Art Feststellung bringen, sind unterschiedlich. Archilochos hatte gerade eine Sonnenfinsternis erlebt. *Aias* will (übrigens zum Schein) einen Sinneswandel begründen, indem er ihn als Niederschlag einer allgemeinen Erfahrung darstellt: Es ist ja überhaupt mit allem zu rechnen. So konnte man es in der damaligen Zeit auf erschreckende Weise erfahren.

Herodot hat es mit Behauptungen zu tun, die er zwar für unglaubwürdig hält; aber ausschließen, daß sie wahr sind, kann er auch nicht. Denn es kann eben alles passieren im Laufe einer langen Zeit.

Der Erkenntnis Herodots liegt unter anderm die Wahrnehmung eines ganzen Komplexes unerhörter Begebnisse voraus, von denen er handelt. Sie schließen sich zu etwas völlig Neuem zusammen, das er ergründen will: Wo nämlich éine Welt gewesen war, Griechen und Barbaren – man kann auch sagen Europa und Asien – umfassend, sind jetzt zwei. Denn zwischen Griechen und Barbaren hat sich ein tiefer Spalt aufgetan; sie haben sich verfeindet. So hat es Herodot verstanden und ganz ernst genommen. Dies galt es zu erklären. Deswegen hat er seine historischen Untersuchungen angestellt. Was es bedeutet, für was es steht, daß dieser Mann dazu gekommen ist, erstmals eine Historie zu konzipieren, wird heute stark unterschätzt; darauf wird gleich noch zurückzukommen sein. In Wirklichkeit nämlich ist es eine der größten Entdeckungen gewesen, die erst und nur in der damaligen Zeit (abgesehen vielleicht von den Chinesen) möglich war.

Jedenfalls sieht man in dieser beiläufigen Bemerkung, wie schon der »Vater der Historie« auf eine der zentralen Konstellationen historischen Weltverständnisses gestoßen ist, vielleicht gar stoßen mußte, wenn er denn zur Geschichtsforschung gelangen wollte: Es ist alles – oder schränken wir es etwas ein: unendlich vieles – möglich, zumindest im Laufe langer Zeit. Man muß, ich würde zuspitzen: man darf aber nicht alles glauben. Im Hinblick auf seine Quellen sagt Herodot an anderer Stelle: Ich muß berichten, was mir berichtet wird. Glauben muß ich es nicht.

Anders gesagt: Man hat als Historiker einerseits offen zu sein dafür, daß die Angehörigen der Gattung Mensch ein unglaublich reiches Bukett von Möglichkeiten haben, nicht nur zu handeln und zu denken, sondern auch, was die Völker angeht, sich und ihre Verhältnisse, ihre Mentalität auszuprägen. Unter Umständen mit derart verwunderlichen Ergebnissen, daß man – wenn man sie ernst nimmt – als Phantast angesehen werden kann. »Das gibt's doch gar nicht«, kann es dann heißen. Andererseits hat der Historiker zu urteilen, das Phantastische eher auszuondern aus dem Bereich des Möglichen, und dann kann sich überraschenderweise auch zeigen, daß ganze Reihen von Dingen in einer bestimmten Zeit nicht erkennbar, geschweige denn veränderbar waren. Man muß sich vorsehen, daß sich in das Urteil nicht die aus der eigenen Zeit, der eigenen Lebenswelt gespeiste Erfahrung einmischt; zugunsten von etwas, was man als Normalität bezeichnen könnte, worein sich indes immer auch Wünsche, teilweise geradezu Allmachtsphantasien mischen können.

»Die Menschen machen ihre eigene Geschichte«, hat Karl Marx festgestellt, aber er schränkt sogleich ein, »sie machen sie nicht aus freien Stücken«. Entsprechend muß der Historiker sich immer wieder der Untersuchung von Begrenzungen der Möglichkeiten hingeben. Sonst wird seine Arbeit zum Würfelspiel. Anlaß genug also immer wieder, und immer wieder anders, über Offenheit und Begrenzungen von Kulturen, von Gesellschaften – und von Gruppen und Individuen innerhalb der Gesellschaften – wie von Historikern nachzudenken.

In der Spannung zwischen Offenheit für all das Mögliche und realistischer Wahrnehmung der Grenzen zwischen Möglichem und Unmöglichem hat der Historiker

sich zu bewegen. Stets bereit, sich überraschen zu lassen; ebenso bereit aber auch, dem letztlich Unglaubwürdigen mit seinen Mitteln auf den Leib zu rücken. Und stets in der Gefahr, in der einen oder anderen Richtung zu weit zu gehen. So gehört es zu den Herausforderungen, den Reizen, dem Faszinierenden dieses Berufs.

Warum kommen hoch ausgebildete Kulturen wie das alte Ägypten, wie die verschiedenen großen Reiche in Mesopotamien oder an dessen Rändern, im Laufe von Jahrtausenden über monarchisches Regiment niemals hinaus? War das Zufall? Ist zufällig keiner unter Millionen und Abermillionen von Menschen, die unter diesen Verhältnissen über die Zeiten hin gelebt haben, auf die Idee gekommen, daß es anders sein könnte? Oder wenn einer darauf kam, ist er dann abgeprallt an Grenzen des Aufnahme- und Vorstellungsvermögens oder auch am Widerstand hinreichend vieler Anderer?

Gewiß, man konnte sich über die Monarchen beklagen, aber nur um sie an ihre Pflichten, in Ägypten an die Ma'at, zu erinnern, die Weltordnung. Das Reich konnte zerfallen, aber nur indem sich einzelne Fürsten, kleinere Monarchen an die Stelle des einen Pharaos setzten.

Es waren großartige, in manchem vielleicht gar wundervolle Kulturen, die in verschiedenen Teilen der Welt entstanden. Sie waren zu höchst bemerkenswerten Leistungen fähig. Wo sie sich aber große Spielräume erschlossen, zogen sie offenbar, korrespondierend dazu, zugleich allem Denken und Streben Grenzen, die sich in Jahrtausenden nicht überqueren und schon gar nicht durchstoßen ließen.

Oder nehmen wir die römische Republik, ein ursprünglich kleines Gemeinwesen, eine Stadt mit einem

gewissen Umland. Sie war in der Lage, sich den ganzen Mittelmeerraum und manches darüber hinaus zu unterwerfen, ja dies alles in eine zunächst zwar mangelhafte, auf längere Sicht aber doch erstaunlich stabile und handhabbare politische Form zu fassen. Sie war andererseits bereit und fähig, Dichtung, Kunst und Philosophie der Griechen zu rezipieren. Und doch war die römische Bürgerschaft, ja war indirekt der ganze Herrschaftsbereich, in ihrer Organisation durch enge Begrenzungen des Denk-, des Vorstellungs- und natürlich auch des Handelns- und Veränderungsvermögens bestimmt. Sie konnte sich aus dem tief ins Mentale eingprägten aristokratischen Regiment, als es vielfältig versagte, als es mit offener Gewalt bis zum Bürgerkrieg nicht fertig wurde, nicht lösen. Als schließlich eine Monarchie unausweichlich wurde, konnte sie sich zwar auf Soldaten, auf Söldner, aber nicht auf ein Volk gegen den Adel stützen, mußte sie sich vielmehr als eine Art Fortsetzung der Aristokratie mit andern Mitteln in das Gegebene einfügen.

Ganz – oder doch weitgehend – anders die Griechen. Zwar waren auch sie in eine Reihe von Begrenzungen eingefangen. Nie gelangten sie über ihre Poleis als Politische Einheiten hinaus. Nie über den männerbündischen Charakter dieser Poleis und über die Sklaverei. Nie auch kamen sie dazu, Arbeit hochzuschätzen, und kaum je konnten sie daran denken, wissenschaftliche Erkenntnisse in den Dienst von Produktion zu stellen, geschweige denn, sie um derentwillen zu erstreben. Und doch waren sie zur Ausbildung von Demokratie und zu unerhörtester Entfaltung von Freiheit disponiert. Befähigt, sich all dem zu stellen, was sich vor ihnen, auf ihren durchaus riskanten Wegen an Problemen auftat; ja befähigt, die Erfah-

rung des Bruchs mit den gleichsam naturwüchsigen Voraussetzungen von Recht und Zusammenleben nicht zu verdrängen, sondern sich ihr zu stellen, bis ins Mutwillige hinein, und daraus im Dichten, Gestalten und Denken vielerlei Konsequenzen zu ziehen. Derart, daß daraus geistige Ansprüche erwachsen, die bis heute Unruhe stiften, auf die dann insbesondere, so oder so, auch die christliche Theologie sich zu antworten genötigt sah, mit Konsequenzen, die möglicherweise die europäische Kultur derart prägten, daß sie ohne die Griechen nicht denkbar wäre.

Fragen über Fragen also. Was ist jeweils erwartbar? Allgemein gesagt: Kann man, muß man den Kreis des Erwartbaren jeweils einschränken? Gerät man dabei als Historiker vielleicht allzusehr in die Gefahr, Menschen Möglichkeiten abzusprechen, die sie durchaus gehabt haben könnten? Wie steht es dann mit der menschlichen Freiheit?

Eine Zeit wie die unsere, in der ungeheuer, unheimlich vieles möglich geworden ist, was früher undenkbar war, mag darin, wenn sie sich überhaupt noch mit Geschichte abgeben will, anders denken als frühere. Aber vielleicht – so könnte der Historiker einwenden – verfällt sie damit nur um so größerer Täuschung? Vielleicht bestehen oder entstehen in den Entgrenzungen unserer Tage auch neue – und vielleicht gar erschreckende – Begrenzungen unserer Möglichkeiten? Vielleicht bilden wir uns vieles an Möglichkeiten überhaupt nur ein, und es ist auch heute keineswegs alles erwartbar und – machbar? Denn es gibt noch ein anderes Problem zwischen Offenheit für Möglichkeiten und dem Grenzen setzenden respektive wahrnehmenden Urteil. Das ist die Frage, was je zu be-

wirken, ja, was zu erkennen möglich war, und zwar speziell im Politischen. Hier neigt das aus der Gegenwart sich speisende Urteil zumeist eher dazu, den Umkreis des Möglichen weit zu ziehen; anzunehmen also, daß, sei es die gestaltende Kraft von Politikern, seien es Potenzen der Gesellschaften – oder der Vereinten Nationen – in der Lage sind, mit allen möglichen Krisen fertigzuwerden, zumindest über kurz oder lang. In Wirklichkeit zeigt sich aber auch hier die Spannung zwischen der Offenheit für viele Möglichkeiten und der Notwendigkeit, vielerlei Grenzen wahrzunehmen.

*

Die Vorlesung heute steht in einem doppelten Zusammenhang. Sie bildet einerseits den Abschluß der Vorlesung dieses Semesters über die griechische Geschichte im 5. Jahrhundert, andererseits soll sie für mich die letzte überhaupt sein – im fünfzigsten Jahr meiner Vorlesungstätigkeit; die erste habe ich 1963 in Heidelberg gehalten. Ich versuche, die beiden Zusammenhänge zu verknüpfen.

Die erste Vorlesung hatte die Geschichte der späten römischen Republik zum Thema. Krise und Niedergang also. Vorherrschend in der Forschung war damals die Meinung, daß das römische Weltreich nur von einer Monarchie regiert und behauptet werden konnte. Die Ablösung der Republik schien jedenfalls überfällig zu sein. Und man schob es auf allerhand Mängel, grundsätzlich vermeidbare, also schuldhaftige Mängel der damaligen Politiker, daß sie das nicht gesehen und entsprechend gehandelt haben.

Indem ich zu ergründen suchte, warum die Republik unterging, fand ich dann aber heraus, daß die Konstellationen des Handelns und Denkens, ja die ganze Struktur der Republik, auch der späten Republik, damals gar keinen Anhaltspunkt geboten hätten, um das Bestehende aus den Angeln zu heben oder auch nur Wesentliches an ihm zu verändern. Heute würde ich formulieren, wer anderes behauptete, hatte im Grunde das Bild eines Staates vor sich, den man hätte reformieren können. Rom aber hatte keinen Staat, sondern war eine aristokratisch dominierte Bürgerschaft. Die Möglichkeiten zur Reform waren eng begrenzt. Schließlich kam es dazu, daß man, nach Livius, weder die *vitia*, also die Mängel, noch die *remedia*, die Heilmittel, ertragen konnte. Verallgemeinert man diesen Befund, so ging es darum, das völlige Verstricktsein einer Gesellschaft in bestimmten Verhältnissen zu entdecken und zu analysieren. Die offenkundigen Mängel, die sie in den Bahnen ihres Lebens und Denkens mitbewirkten, ja verstärkten, konnten die Römer damals spüren, aber nicht erkennen und schon gar nicht begreifen, ganz zu schweigen davon, daß sie sie hätten beheben können. Sie hätten sich dabei selbst im Weg gestanden.

Die Notleidenden, insbesondere auch die, die die Zechen bezahlten, die Leute in den Provinzen, waren wehrlos. Kein Gedanke daran, daß sie sich hätten formieren können zu einer Kraft, die das Bestehende hätte in Frage stellen, die dessen Probleme zum Gegenstand offener Auseinandersetzung und damit wirklich erkennbar hätte machen können. So fehlte die Alternative. So waren die Verhältnisse lange Zeit stärker, mächtiger als alle potentiell mächtigen Männer und Institutionen. Die Gesellschaft war nicht Herr ihrer Ordnung.

Was dann passierte, daß nämlich einige herausragende Persönlichkeiten, gestützt auf ihre Armeen, in Bürgerkriegen die überkommene Führungsschicht samt der Ordnung zermürbten und aufrieben, bis der letzte Sieger – Augustus – auf den Trümmern der Republik (übrigens unter Respektierung ihrer Hinterlassenschaft) seine Monarchie errichtete, war mehr oder weniger unumgänglich.

Wenn man das so feststellt, leugnet man nicht die Freiheit des menschlichen Willens. Auch nicht die Möglichkeit, daß Zufälle den Gang der Ereignisse mitbestimmen können. Und selbstverständlich hätte die Republik noch einige Jahre oder Jahrzehnte weiterbestehen können, wenn sie es nicht mit einem Mann wie Caesar zu tun bekommen hätte.

Aber man behauptet, daß sich ein direkter, auf Erkenntnis, Einsicht und schließlich Willen zur Veränderung gegründeter Übergang zu einer Monarchie aller Wahrscheinlichkeit nach nicht hätte eröffnen können. So wie die Republik beschaffen war, war es also möglich, viel Macht in den Verhältnissen, aber kaum Macht über sie zu gewinnen.

Rechnet man aber mit solchen objektiven Grenzen menschlicher Handlungsmöglichkeiten oder gesellschaftlicher Reformfähigkeit, gerät man heute leicht in den Ruf, Determinist zu sein. Und zumindest eines muß ich zugeben: Die Frage nach dem jeweils Menschen-, Gesellschafts- und Epochenmöglichen hat mich seit den Anfängen meines Studiums, seit den Erfahrungen mit NS-Regime, Krieg, Nachkrieg und DDR ziemlich dringlich beschäftigt. Und immer wieder bin ich auf dessen Grenzen gestoßen.

Wohl muß man in der historischen Arbeit genau zusehen. Muß alle Wirklichkeit auf der Folie anderer Möglichkeiten sehen, gegen das Faktische gleichsam immer die Gegenfrage nach anderen Möglichkeiten setzen, so daß dessen Selbstverständlichkeit und vielleicht sogar dessen Wahrscheinlichkeit in Frage gerät. Wenn man der Dynamik autonomer, also aus sich selbst heraus angetriebener Prozesse nachgeht, sollte man gerade das auch dazu nützen, Spielräume auszuloten. Aber oft genug kommt man auch dann, nach meiner Erfahrung, darauf, daß die Verhältnisse – um es so zu formulieren – stärker sind als alle menschliche Verfügungsmacht. Wie gesagt, in den Verhältnissen kann man oft viel ausrichten, aber über die Verhältnisse Macht zu gewinnen, ist zuweilen nicht so leicht möglich.

Die Sache ist, nebenbei gesagt, im Moment ja besonders gut zu studieren an unserer Eurokrise. Läßt sie sich meistern oder nicht? Ist menschliche Verfügungsmacht ausreichend, um ihr beizukommen, oder muß sie vor ihr versagen? Kaum einer wagt, auch nur diese Frage zu stellen. Übrigens könnte diese Krise auch ein sehr schönes Beispiel für etwas sein, das man die Ironie der Geschichte nennt.

Nachdem nach dem Zweiten Weltkrieg eine ganze Reihe der üblichen Fehler von Siegern und Besiegten durch kluge Politik vermieden worden ist, zieht die letzte virulente Kriegsfolge, die Spaltung des Landes, im Moment ihrer Überwindung die nach meinem Urteil höchst fragwürdige Einführung des Euro nach sich. Vielleicht die größte oder gar die einzig große Fehlentscheidung in Sachen Europa nach dem Zweiten Weltkrieg. Und, eine weitere Ironie, es ist Deutschland weniger als etwa ein

Land wie Griechenland dadurch betroffen, das im Krieg unter uns zum Teil erheblich gelitten hat; einstweilen jedenfalls.

*

Ich habe die Hinweise auf den Gegenstand der ersten Vorlesung hier an den Anfang gestellt, weil sich von da ein sehr schöner Kontrast ergibt zu derjenigen dieses Semesters über die griechische Geschichte im 5. Jahrhundert, in welcher das Menschenmögliche so völlig anders, geradezu ungeheuerlich erscheint. Ein paar griechische Städte siegen über das persische Weltreich. Ihre Bürger entfalten ungeheure Fähigkeiten auf den verschiedensten Gebieten; in Militärwesen wie Handwerk, in bildender Kunst wie Dichtung, in Rhetorik wie in der Kultur der Debatte, in Wissenschaft und Philosophie. Sie entwickeln die Fähigkeit, ganze politische Ordnungen zu entwerfen und zu verwirklichen. Die Bürger oder genauer: verschiedene Teile der Bürgerschaften (auch der breiten Schichten), werden Herren ihrer Ordnung. Und das alles wird bewußt in einem triumphalen Könnensbewußtsein. Das Ganze nimmt sich aus wie ein welthistorischer Ausnahmezustand von großer, kaum zu bändigender Faszination. Jacob Burckhardt hat es für die Zeit des Perikles in Athen formuliert; sie sei »vollends ein Zustand, dessen Mitleben sich jeder ruhige und besonnene Bürger unserer Tage verbitten würde, in welchem er sich todesunglücklich fühlen müßte. Und dennoch muß ein Gefühl des Daseins in den damaligen Athenern gelebt haben, das keine Sekurität der Welt aufwiegen könnte.« Es war eine Aufbruchszeit sondergleichen, die freilich für viele dann in einer Katastro-



Christian Meier

Der Historiker und der Zeitgenosse

Eine Zwischenbilanz

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 224 Seiten, 12,0 x 20,0 cm
ISBN: 978-3-8275-0048-9

Siedler

Erscheinungstermin: Januar 2014

Wie hängt die Arbeit des Historikers mit seiner eigenen Biographie und seiner eigenen Lebenszeit zusammen? Was kann Geschichtsschreibung für die Gegenwart leisten? Über diese Fragen hat Christian Meier, der renommierteste Althistoriker Deutschlands, immer wieder nachgedacht. Anlässlich seines 85. Geburtstags zieht er nun Bilanz und reflektiert über die Probleme, die aus dem Verhältnis zwischen der Welt der Geschichte und der Provinz des Historikers erwachsen.

Die Fragen, die Historiker an die Geschichte stellen, werden immer auch durch ihre Zeitgenossenschaft beeinflusst. Sie bestimmt ihre Vorstellungen ebenso wie ihre Sorgen und Ängste. Diese Erkenntnis bildet den Bogen von Meiers Antrittsvorlesung, die er 1968 unter dem Titel »Die Wissenschaft des Historikers und die Verantwortung des Zeitgenossen« gehalten hat, zu seiner vielbeachteten Abschiedsvorlesung vom Juli 2012. Der vorliegende Band versammelt diese beiden wichtigen Texte sowie ein Gespräch mit Georg Frühschütz, einem seiner letzten Studenten, in dem Christian Meier über Schwierigkeiten und Freuden des Historikerberufs nachdenkt. Er formuliert seine Sicht auf die Geschichtsschreibung und bewertet die Rolle des Historikers in unserer sich rasant wandelnden Gegenwart – einer Zeit, die es scheinbar längst aufgegeben hat, diesen Wandel geschichtsphilosophisch zu verstehen.



[Der Titel im Katalog](#)